

4. Sonntag im Jahreskreis

St. Pantaleon 31.01.2010

„Als die Leute in der Synagoge das hörten, gerieten sie alle in Wut. Sie sprangen auf und trieben Jesus zur Stadt hinaus; sie brachten ihn an den Abhang des Berges, auf dem ihre Stadt erbaut war, und wollten ihn hinabstürzen“ (Lk 4, 28 – 30).

Meine lieben Schwestern und Brüder, das ist nicht zu fassen. Wie kann man Jesus vom Berg hinabstürzen wollen? Man stelle sich die Szene nur vor: Jesus predigte gerade in der Synagoge in Nazareth, wo er aufgewachsen war, die Gottesdienstteilnehmer hörten aufmerksam zu, seine Rede fand Beifall bei ihnen, denn er redete „*begnadet*“ (Lk 4, 22), wie sie selber feststellten, auf einmal jedoch, mitten in den Ausführungen Jesu, als wären sie von der Tarantel gestochen, sprangen sie Wut schäumend von den Bänken auf, griffen nach ihm, nahmen ihn fest und - völlig aufgebracht und furchtbar schreiend - brachten sie ihn durch die Straßen Nazareths bis oben auf den Berg, dort wollten sie ihn hinabstürzen. Jesus aber, der bis dahin sich nicht gewährt hat, löste sich dann, schon auf dem Berg angekommen, ganz friedlich aus ihrer Gewalt und, völlig gelassen und souverän, ging durch ihre Mitte hindurch weg (Vgl. Lk 4, 28 – 30).

Was war passiert? Was hat Jesus gesagt, das die Leute so aufregen konnte, dass sie so brutal, so irrational, so unmenschlich wurden? Wir wollen versuchen, es herauszufinden, denn, wie wir inzwischen gut wissen, jede Seite des Evangeliums enthält für uns eine persönliche Botschaft.

Passiert war folgendes, meine lieben Schwestern und Brüder: Solang Jesus in seiner Predigt den Zuhörern nicht zu nah getreten war, so lang er sich in allgemein verfassten Darlegungen äußerte, waren sie von ihm ganz begeistert. Denn Jesus redete tatsächlich *begnadet*, wie sie selber bemerkten, und der Inhalt der Predigt gefiel ihnen auch. Welcher war dieser Inhalt? Jesus legte vor den Zuhörern einen Lebensentwurf dar, der die Menschen in allen seinen Dimensionen helfen sollte, ihr Menschsein auf Erden voll zu entwickeln und später dann die Glückseligkeit bei Gott in der Ewigkeit auf immer zu genießen. Das war im Grunde das, was wir heute das Christentum nennen, d. h. die Botschaft Jesu, die Vision Gottes für die Menschen. Und das fanden die Zuhörer in der Synagoge ganz schön, denn sie meinten zu recht, Besseres als dies kann es wohl nicht geben. Weil seine Darlegungen bei den Zuhörern in der Synagoge Zufriedenheit und Zustimmung auslösten, wurde Jesus dann konkret und zeigte ihnen, wie sie diesen Lebensentwurf, der ihnen offenbar so sehr gefiel, Wirklichkeit werden lassen konnten. Dazu, so Jesus, sei zunächst einmal unabdingbar notwendig, dass

man von gewissen alten Gewohnheiten, Fehlern oder gar Sünden, die möglicherweise zu einer Art zweiter Natur geworden waren, entschiedenen Abstand nimmt. Als Fallbeispiel erwähnte er dabei ihre geistige Engherzigkeit, die sie am Begreifen der Größe der Dinge Gottes hinderte. Jesus musste den Finger auf die Wunde legen, weil er sie ja für den Weg des Christentums persönlich gewinnen wollte. Damit hat Jesus gezeigt, dass wer auch immer im Laufe der Geschichte einmal ein wirklicher Christ sein möchte, zunächst einmal bei sich selber anfangen muss, d. h. konkret, dass er manche gewöhnliche Verfehlungen und irrige Lebensgewohnheiten sein lassen müsste, die sich im Laufe der Zeit bei ihm möglicherweise sozusagen eingenistet haben. Das gefiel den Zuhörern in der Synagoge in Nazareth gar nicht, ja sie fanden es sogar unverschämt, dass man ihnen so etwas sagte. Sie lebten offenkundig in einer Scheinwelt, als wäre bei ihnen alles in Ordnung. Und als Jesus ihnen sagte, sie sollten manches abschütteln, erzürnten sie, gerieten außer Kontrolle und wurden sogar gewalttätig. Weil sie die Wahrheit über sich gar nicht hören wollten. Was sagt er denn da? Dass wir uns ändern sollen? Das ist aber völlig daneben! Wir brauchen es nicht, wir gehen ja in die Synagoge, Samstag für Samstag. Wieso kommt er dazu, uns zu sagen, wir müssten uns bessern? Das lassen wir uns aber nicht bieten! Merkwürdig, nicht wahr, meine lieben Schwestern und Brüder. Die Haltung dieser Menschen ist wirklich völlig unnachvollziehbar, leider aber sehr verbreitet, auch in unserer Zeit, und wir müssten uns fragen, ob wir - wenn vielleicht auch nur in Kleinigkeiten -, auch so denken und handeln. Die Synagogenbesucher haben reagiert, als hätte Jesus eine Unverschämtheit sondergleichen begangen, als hätte er die Grenze der Toleranz überschritten. Denn wegen eines Kavaliervediktes stürzt man niemanden von einem Berg hinunter. Was hatte Jesus eigentlich getan? Nichts Böses. Er hatte ihnen lediglich gesagt, wo ihnen der Schuh drückte, nicht um sie fertig zu machen, sondern um ihnen zu helfen.

Aus dieser äußerst merkwürdigen Begebenheit des Evangeliums gewinnen wir eine ganze Menge Erkenntnisse und Einsichten, die sich für die Gestaltung des alltäglichen Lebens eines ganz normalen Christen wie du und ich als höchst interessant und sehr praktisch erweisen. Zunächst einmal wird uns klar, dass das Christsein mehr ist als nur, dass man die Lehre des Christentums als schön, gut und richtig empfindet. Die Lehre der Kirche intellektuell bejahen, heißt nicht schon automatisch, dass man christlich lebt. Das Christentum ist eine Religion zum Leben, nicht nur zum Betrachten. Wer wirklich Christ sein will, muss sich also anstrengen, entsprechend der Vorgabe Jesu zu leben. Das geht aber nur, wenn man entschieden bereit ist, manche Untugenden zu beseitigen, die sich in die Denk- und Lebensweise im Laufe der Zeit eingeschlichen haben und sich inzwischen, wie oben bereits

erwähnt, evtl. zu einer Art zweiter Natur etabliert haben. Denn solche Fehler hindern den Menschen an der Übernahme des Lebensentwurfes Jesu. Darum ist es nötig, dass man weiß, wo einen der Schuh drückt, denn nur so kann man die fehlerhaften Erscheinungen bekämpfen. Eins ist klar: kein Mensch ist als Heiliger vom Himmel gefallen, jeder einzelne muss sich persönlich und individuell um die Beseitigung von Untugenden wie auch um den Aufbau von christlichen Werten bemühen. „*Ohne Fleiß kein Preis*“, weiß die Volksweisheit zu berichten. Die Zuhörer der Synagoge von Nazareth wollten das aber nicht. Sie waren herzensblind, und diese Blindheit – man kann auch sagen: diese Verbohrtheit – ist ihnen zum Verhängnis geworden.

Sie waren eindeutig uneinsichtig, aber auch hoch empfindlich. Und so lernen wir, dass die Empfindlichkeit etwas ganz Schlimmes ist, das zu Untaten führen kann, wie die Begebenheit in der Synagoge in Nazareth zeigt. Der empfindliche Mensch ist ein in jeder Hinsicht sehr schwieriger Mensch. Man muss auf seine Worte Acht geben, wenn man mit einem empfindlichen Menschen spricht, denn er kann sich wegen jeder Kleinigkeit tief beleidigt fühlen (Vgl. „*Der Weg*“, Nr. 43). Die empfindlichen Menschen nehmen es einem übel, wenn man sie auf ihre Fehler aufmerksam macht. Sie fassen die Zurechtweisung als eine glatte persönliche Beleidigung auf. Die Zuhörer in der Synagoge in Nazareth empfanden die Aufforderung Jesu, sie sollten sich ändern, eben als eine persönliche Beleidigung. Und sie wurden wütend und gewalttätig. Und so lernen wir, nicht empfindlich zu sein, wenn jemand uns auf unsere Fehler hinweist, erst recht nicht, wenn derjenige, der uns auf unsere Fehler aufmerksam macht, ein Mensch ist, der uns liebt, etwa z. B. der Beichtvater, ein guter Freund, bzw. eine gute Freundin, der Ehepartner, ein geliebter Verwandter, usw., usf.

Die Begebenheit in der Synagoge in Nazareth macht uns aber zudem deutlich, dass die Zurechtweisung für die Gestaltung eines vollen christlichen Lebens offenbar notwendig ist. Denn – wie vorhin bereits festgestellt - kein Christ ist als Heiliger vom Himmel gefallen. Und außerdem niemand kennt sich so gut, dass er auf Hilfe von außen grundsätzlich verzichten dürfte. Wir alle werden mit der Erbsünde geboren, sie wird uns in der Taufe zwar als Schuld getilgt, doch die Folgen der Sünde, das sind die Begierden, bleiben als böartige Neigungen in der Seele zurück. Der hl. Johannes spricht von den drei großen Begierdensträngen. Diese sind: „*die Begierde des Fleisches, die Begierde der Augen und das Prahlen mit dem Besitz*“ (1 Joh 2, 16). Jeder Mensch hat also doch mit der Sünde zu tun und braucht also Hilfe, Hilfe von Gott und Hilfe von Menschen. Einige Menschen, wie die Synagogenbesucher in Nazareth, wollen dies nicht einsehen, lassen sich gar nicht helfen und tun auch nichts dafür, die Sündhaftigkeit, die uns in den Knochen sitzt, zu bekämpfen. Solche Menschen sind sozusagen

die „Autonomen des Geistes“. Sie würden keine Hilfe brauchen, sie wüssten schon Bescheid. Dass eine derartige Haltung von der Wurzel her verkehrt ist, wird an der Gräueltat erkennbar, die sie vor hatten, zu tun, nämlich Jesus vom Berg hinabzustürzen. Sie irrten, denn jeder Mensch braucht in dem einen oder anderen Punkt seiner Persönlichkeitsstruktur auf jeden Fall Heilung. Weh dem, der sich ganz gesund dünkte: der lebte in der Unwahrheit, sozusagen in einer Scheinwelt. Wir Menschen neigen aber dazu – die Synagogenbesucher in Nazareth sind ein Paradebeispiel dafür –, unsere Unzulänglichkeiten und Schwächen nicht einzusehen. Wir wähnen uns in Gerechtigkeit und Gutsein, und das stimmt nicht. Wir überschätzen uns und ertragen nicht, dass uns jemand auf unsere Fehler hinweist, denn wir sind der Überzeugung, wir hätten diese Fehler gar nicht, die Menschen würden in ihrem Urteil über uns irren! Kennen Sie das nicht, meine lieben Schwestern und Brüder? Warum ist es so? Warum werden wir unwirsch, wenn jemand uns auf unsere Fehler hinweist? Warum denken wir gleich schräg über diejenigen, die es wagen, uns die Wahrheit über uns zu sagen? Warum? Weil wir stolz sind, anders ausgedrückt: weil wir nicht genügend demütig sind. Es ist eine Erfahrungstatsache, dass wir zur Beschönigung unserer Verfehlungen und schlechten Eigenschaften neigen, nicht wir hätten einen Fehler begangen, sondern die anderen würden uns falsch beurteilen, man würde uns nicht verstehen, bzw. die Menschen hätten etwas gegen uns ... Ja, meine lieben Schwestern und Brüder, so ist es halt: Wir überschätzen uns. Wir wähnen uns perfekt, besser als die anderen, und darum ärgern wir uns, wenn jemand uns zurechtweist. Wir fühlen uns gleichsam beleidigt, wenn man uns nicht besonders hervorhebt. Wir hängen an uns, wir sind uns immer die Besten, die Schönsten, die Gescheitesten. Wir empfinden ein Gefühl der Erhabenheit, wenn wir einem anderen überlegen sind, und werden hingegen traurig und niedergeschlagen, wenn wir feststellen müssen, dass wir anderen unterlegen sind. Wir müssten uns hier radikal ändern, meine lieben Schwestern und Brüder, und darum sollten wir im Grunde froh sein, wenn jemand, der uns liebt, uns auf Fehler hinweist, die wir vielleicht sogar völlig unbemerkt begehen, unsere Umgebung aber stören. Wer Zurechtweisungen grundsätzlich und nachhaltig nicht ertragen kann, ist zweifellos stolz.

Wie gut ist es, wenn wir uns in die Szenen des Evangeliums versetzen, nicht wahr, meine lieben Schwestern und Brüder? Unter dem Licht des Hl. Geistes gewinnen wir wichtige Erkenntnisse für die Gestaltung unseres alltäglichen Lebens. Halten wir uns daran, dann erfahren wir etwas ganz Wunderbares, nämlich dass wir aus dem Glauben leben! Und das ist der Gipfel des christlichen Lebens: Glauben ist gut, aus dem Glauben leben, ist noch besser.